



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Buchholz, Gustav: Das Schnorrsche Kriegsspiel am sächsischen Hofe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wiederholt versichern, daß man im Vereine mit Rußland vermittelnd auftreten wolle, wofern Frankreich sich zu maßvollern Friedensbedingungen bequemen wolle.

In eine neue Entwicklungsphase traten die Verhandlungen zwischen Frankreich und Preußen erst, als durch den Sieg bei Marengo Frankreich wieder oben auf gekommen war. Am 30. Juni 1800 schon bot Friedrich Wilhelm dem ersten Konsul abermals seine Vermittlung für einen Frieden an, wobei er andeuten ließ, daß er bei seinen Bestrebungen auf den Kaiser von Rußland rechnen könne. In Paris zeigte man nur geringe Neigung, auf dieses Anerbieten einzugehen. Man tadelte bitter die Politik der unbedingten Neutralität und versprach sich von einer preußischen Vermittlung gegenüber den Österreichern umso weniger, als deren Widerstand bei Marengo gebrochen schien und dieselben schon in Paris über den Frieden unterhandelten. Dagegen konnte Preußen den Weg zur Verständigung mit Rußland weiter bahnen, dessen man gegen England bedurfte, und so dankte man nach dieser Richtung für den guten Willen Preußens und bat dringend, dasselbe wolle sich für eine Aussöhnung zwischen Frankreich und Rußland verwenden. Das entsprach aber auch vollständig den Gesinnungen und Wünschen Friedrich Wilhelms, dem daran lag, sein politisches System auf die freundschaftlichen Beziehungen zu den miteinander ausgesöhnten großen Nachbarstaaten zu begründen. Auf seine Anregung kam es im Herbst des Jahres 1800 zwischen Rußland und Frankreich zu Verhandlungen, die für die allgemeinen Verhältnisse Europas wie für die besondern Beziehungen Preußens zu Frankreich eine neue Epoche einleiteten.

Hierüber wird der zweite Band des hier besprochenen Werkes neue Aufklärungen bringen. Inzwischen sei dasselbe als ein auch für andre als die hier hervorgehobenen Ereignisse und Verhältnisse vielfach lehrreiches Werk Freunden der Geschichte bestens empfohlen.



Das Schnorr'sche Kriegsspiel am sächsischen Hofe.



er handschriftlich im Besitz der Familie aufbewahrten Selbstbiographie des bekannten Direktors der Leipziger Akademie der bildenden Künste, Veit Hans Schnorr von Carolsfeld, in die uns kürzlich ein Einblick gestattet wurde, entnehmen wir die nachfolgende kleine Episode, die außer dem lokalen Interesse in mehrfacher Hinsicht einen gewissen historischen Wert beanspruchen darf.

Als im Frühjahr 1809 jener denkwürdige Krieg zwischen Napoleon und Österreich entbrannte, der, hochherzig unternommen, trotz blutigen Einsatzes auf

den Schlachtfeldern von Aspern und Wagram zu einer neuen Demütigung der habsburgischen Monarchie führen sollte, war der sächsische Hof, damals aufs engste mit Napoleon liirt, aus Furcht vor feindlichen Einfällen über die nahe böhmische Grenze von Dresden nach Leipzig geflüchtet, auch dort nur durch Bernadottes beruhigende Versicherungen und die dringenden Vorstellungen der Leipziger Kaufmannschaft zurückgehalten, welche von einer weiteren Flucht des königlichen Herrn die gänzliche Auflösung der gerade im Gange befindlichen Ostermesse — es war um den 16. April — als unvermeidliche Folge befürchtete.

Es bedarf keines Hinweises darauf, wie die bevorstehende Kriegsgefahr alle Gemüther in Spannung erhielt. Was die Alten im innersten bewegte, drückte sich in naiver Weise auch in dem Spiel der Jugend aus. Die beiden jüngeren Söhne des Leipziger Malers Schnorr, Julius und Eduard, der eine fünfzehn-, der andre sechzehnjährig, erfanden ein komplizirtes Kriegsspiel, das sie nach allen Regeln damaliger Strategie aufbauten.*). Zu einem ersten primitiven Versuche dienten die Kerne eines großen Kürbisses, der den väterlichen Mittagstisch geziert hatte. An Stelle der Kerne traten bald, eigenhändig gesägt und gehobelt, kleine Holzpyramiden, welche, mit Abzeichen versehen, die verschiedenen Waffengattungen vorstellten und sich auf den umfangreichen Grundplan von 1200 Quadraten verteilten. „Beim Entwurf ihres Planes — so erzählt der Vater — hatten beide Jünglinge darauf hingearbeitet, daß strategisch wie in der Wirklichkeit alle Manövers ausgeführt werden könnten, und so diesem Zweck gemäß Berge, unübersteigbare oder von der einen Seite nur zu ersteigende Felsen, Flüsse, Brücken und dergleichen fabrizirt. Die Basis hatten sie, nachdem sie eine berühmte Schrift, nämlich ein »System der Kriegskunst« — deren Verfasser, wenn ich nicht irre, ein Preuße namens Bülow**) — gelesen, auf die Magazine und deren Erhaltung gegründet.“

Die Knaben waren in wiederholten Übungen schon zu bedeutender Fertigkeit in ihrem neuen Spiel gelangt, als sie eines Tages ein höherer Hofbeamter, der den Vater besuchte, Freiherr zu Racknitz (damals Oberkichenmeister, später Hofmarschall am sächsischen Hofe, auch als Liederkomponist und Kunstschriftsteller nicht ohne Namen), gerade im Spiel begriffen fand. Selbst Kenner und Liebhaber derartiger Spiele, setzte er sich zu ihnen und bat sie fortzufahren. Die Sache war neu und gefiel ihm so, daß er im Kreise des Königs und der Prinzen ausführlich von dem Spiele erzählte. Schon am folgenden Tage schickte

*) Es mag darauf hingewiesen werden, daß Julius der spätere berühmte Maler der Villa Massimi, der Münchener Residenz, der Zeichner der Bilderbibel ist, während sein älterer Bruder Eduard schon mit sechsundzwanzig Jahren der Künstlerlaufbahn, die er ebenfalls ergriffen hatte, entrisen ward.

**) Gemeint ist wahrscheinlich Bülows „Geist des neueren Kriegssystems, hergeleitet aus dem Grundsatz einer Basis der Operationen, auch für Laien in der Kriegskunst faßlich vorgetragen von einem ehemaligen preussischen Offizier“ (1799).

der General von Forel, Oberhofmeister des Prinzen Friedrich August, zum alten Schnorr und ließ ihn ersuchen, „mit seinen beiden Söhnen zu ihm zu kommen und das Kriegsspiel mitzubringen, sämtliche Prinzen wünschten dasselbe kennen zu lernen.“ Als solche haben wir die beiden Brüder des Königs, Anton (den spätern König) und Maximilian, sowie des letzteren (später zum Thron gelangte) beide Söhne, den fast zwölfjährigen Friedrich August und den achtjährigen Johann zu verstehen. Ich lasse nun den Vater selbst erzählen.

„Wir erschienen und wurden auf das freundlichste aufgenommen. Man setzte Stühle um den Tisch, und meine Söhne mußten ebenfalls Platz nehmen. Auch waren der biedere General Forel, der jungen Prinzen Instruktor von Wessenberg und einige Adjutanten gegenwärtig, welche sämtlich in einem Kreis den Tisch umstanden. Nachdem nun beide Parteien die ganze Fläche des Bretes mit den Figuren besetzt und um das Ausziehen gelooft hatten, begann das Spiel, und aller Augen folgten den Manövers Zug für Zug. Beseelt von einem tiefen Ernst zogen beide Jünglinge rasch vorwärts, es wurde links und rechts geschlagen, und Julius nahm jetzt eine zweite Kanone. Dies freute einen der jungen Prinzen, und im Gefühle dieses Vergnügens rief er — an seinen Vater sich wendend —: »Ei! Wieder eine Kanone geschossen!« Julius, welcher in mehr als einem Fache, wie auch sein Bruder Eduard, in der Terminologie schon hinlänglich bewandert war, sprach hierauf: »Verzeihen königl. Hoheit! man kann nicht sagen: Kanonen schießen, es heißt: Kanonen nehmen.« »Ganz recht, mein Sohn, fiel Vater Maximilian freundlich ein, merke du dir das!« Rasch zogen beide Brüder, nun stehend und mit einem erhöhten Rot der Wangen, fort und fort, und der Kampf steigerte das allgemeine Interesse. Jetzt schlug Maximilian vor: man solle sich doch für die eine oder andre Macht — die eine Armee war rot, die andre war blau gefärbt — erklären und sammelte sogleich die abgegebenen Stimmen. Dieser Vorschlag und die Entscheidung belebte nun Spiel und Zuschauer nur desto mehr. Jetzt hoffte die blaue Farbe (nämlich Eduard) zu siegen und es herrschte eine allgemeine Spannung. Prinz Maximilian, befangen von Interesse für Julius, fragte denselben: »Lieber Schnorr, warum ziehen Sie jetzt hierher?« Schnell aber versetzte Julius: »Eure Hoheit verzeihen, das kann ich jetzt nicht sagen.« »Sie haben Recht, ich hätte nicht fragen sollen,« sagte der Prinz, indem er zugleich mit der bewegten Hand seinem Bekennnis Nachdruck gab. Und nun vernahm man kaum den Atemzug, so gespannt waren alle auf den Ausgang dieses Kampfes, ein jedes wünschte seiner Farbe zugleich im eignen persönlichen Interesse an der Sache den Sieg. Aber siehe! nur noch wenige Augenblicke vergingen, als auf einmal Julius mit einem Teil seiner leichten roten Truppen eine Wendung machte und seinen sich sicher meinenden Gegner auf eine allen teilnehmenden Beobachtern, unter welchen auch Prinz Maximilian, ganz unerwartete Weise umging und dergestalt ihn total schlug. »Jetzt nun, nahm Julius bescheiden das Wort, werden Ew. Hoheit sich

schon erklärt haben, warum ich jenen Zug so und nicht anders gethan.« »Ei freilich,« erwiderte der verehrte Prinz und wiederholte: »Man muß nicht fragen.« Es wurde nun nach geendigtem Spiele von mehreren Personen viel gefragt und manches besprochen, allein es würde zu weitläufig und ermüdend werden, wollte ich alle ausgesprochenen Bemerkungen hier wiedergeben. Jedoch kann ich in Wahrheit versichern, daß dieses Spiel nicht nur sämtlichen Anwesenden neu, sondern auch der soeben geführte Kampf allen ein besonders Interesse gewährte und beiden Brüdern Lob gesendet ward. Auch wurde leise angedeutet, dieses Spiel vielleicht in den nächsten Tagen in Gegenwart unsers Königs wiederholen zu lassen, allein es waren die sogenannten Schwarzen im Anzug und also unterblieb. So nahe schon hatte man diese nicht erwartet.“

Diese Schwarzen waren keine andern als die tapfern Truppen des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Des, der von Böhmen aus einen Einfall in Sachsen machte, um dieses in die Erhebung gegen Napoleon hinein-zuziehen — ein verfehltes Unternehmen. Für den von Napoleon gänzlich schutzlos gelassenen sächsischen Hof aber verhängte dieser Einfall, dem am 11. Juni die Besetzung Dresdens folgte, die Notwendigkeit weiterer Flucht; am 13. Juni verließ der König Leipzig, um sich nach Frankfurt a. M. zu begeben. So mußte die Wiederholung des Kriegsspiels unterbleiben.

Es sei gestattet, noch die Betrachtung beizufügen, mit welcher Schnorr diese Erzählung beschließt. „Zufrieden mit der uns bewiesenen Aufnahme kehrten wir still neben einander her nach Hause. Doch regte sich so mancher Gedanke in meinem Innersten, der hinwiederum manche Betrachtungen zur Folge hatte. Indem ich nämlich noch einen Blick auf das so harmlose Kinderspiel in Gegenwart unseres Königs Brüder und ihrer Umgebung warf, fand ich in dem an und für sich bedeutungslosen Vorgang etwas ominöses, denn dieser Stubenkampf war nicht ohne Teilnahme zweier Parteien geführt worden, aber es hatte vielleicht keiner von den Zuschauern eine Ahnung von der Wendung der Dinge, wie solche nach vier Jahren sich in der Wirklichkeit gestalteten. Denn kein Sterblicher vermag das kommende zu durchschauen. Jetzt war ich mit meinen Söhnen zu Hause angekommen, und hier verlor sich das ungewisse in unsrer häuslichen Wirklichkeit.“

Das Kriegsspiel blieb bei allen Teilnehmern in gutem Gedächtnis. Als Prinz Friedrich August im Jahre 1835 — damals Mitregent König Anton — in München weilte und den um diese Zeit schon weit berühmten Maler der Nibelungenfäle wieder sah, gedachten beide Teile der vergangenen Zeit und des Kriegsspiels vom Jahre 1809.*)

*) Briefe von Veit Hans Schnorr von Carolsfeld an seinen Sohn Julius Schnorr von Carolsfeld, 19. Dezember 1835, und an seine Tochter Ottilie, 2. Dezember 1835.

Ungefähr seit der Mitte des Jahrhunderts ist das Kriegsspiel zu einem damals noch ungeahnten Ansehen in der Armee gelangt. Man betrachtet es als ein wesentliches Hilfsmittel für die Ausbildung unsrer jungen Offiziere, als eine Vorschule für die Truppenführung im kleinen wie im großen. Dem Manövriren im Felde voraus und zur Seite geht das Manövriren auf der Karte, das nach allen Regeln der Kriegskunst und unter Berücksichtigung von Zeit, Entfernung, Truppenstärke und Terrainverhältnissen vor sich geht. Selbstverständlich würde das Schnorr'sche Spiel den Ansprüchen eines Fachmannes von heute nicht mehr genügen. In einer Geschichte des Kriegsspiels aber wird es einen Platz beanspruchen dürfen. Wem die Priorität der Idee gebührt, mögen Kundigere beurteilen.

Dresden.

Gustav Buchholz.



Das Mädchen von Tisza-Eszlar.

2.



Salomon Schwarz, Adolf Leopold Braun und Abraham Bugbaum erscheinen auf Grund bestimmter, detaillirter und übereinstimmender Zeugenausagen und Geständnisse der Angeklagten beschuldigt, beziehungsweise der Schuld verdächtig, am 1. April d. J. in der Vorhalle der Tisza-Eszlarer jüdisch-orthodoxen Synagoge, wo sie als Schächter angeblich behufs Abhaltens eines Probeschächters und von Probegefängen versammelt waren, die unter hinterlistigen Vorpiegelungen dahin gelockte Esther Solymosi mittels eines am Halse derselben applizirten Schnittes mit dem Schächtermesser ermordet zu haben — also heißt es in den amtlichen Motiven zu dem Beschlusse der Anklage, welche am 29. Juli von dem k. ungarischen Gerichtshofe zu Nyiregyhaza gefaßt worden ist, nachdem die Untersuchung über zwei Monate lang mit der größten Energie geführt worden war.

Was konnte zu dem Verbrechen die Ursache sein? Gewiß nicht Habsucht. Ein vierzehnjähriges Mädchen, das in Diensten steht, ist wohl am wenigsten geeignet, Aussicht auf Befriedigung derselben zu gewähren. Oder Rachsucht? Auch zu diesem Beweggrunde fehlt jeglicher Anstoß; redete doch der Hauptangeklagte, der Schächter Schwarz, die Mutter freundlich und vertraulich an, was nicht möglich gewesen wäre, wenn vorher ein Zwist, der Rachsucht hätte erwecken können, vorgefallen wäre. Auch ein geschlechtliches oder politisches Motiv zu der Blutthat anzunehmen, ist von vornherein ausgeschlossen. Dagegen